

Plädoyer für Gemeindekompetenz¹

1 Blitzlichter

„Die Mehrzahl der Pfarrer verbraucht ihre Arbeitskraft in der Durchführung unwirksamer, sinnloser oder gesellschaftlich bedenklicher Amtshandlungen ... Die innerkirchlichen Veranstaltungen konservieren überholte Gesellschaftsformen (und) sprechen in der Regel nur noch Menschen an, die sich dem sozialen Wandel und einer Demokratisierung unserer Gesellschaft widersetzen.“²

So sprach ein gewisser Reinhard Dross und löste einen Sturm der Entrüstung aus. Man hört's am Sound: das war 1968. Und Dross war der erste Sprecher der ‚Aktion Kirchenreform‘. Die Reformbewegung hatte natürlich einen politischen Linksdrall. Sie kritisierte eine Religion, die im Schlepptau der Mächtigen für Ordnung und Beruhigung zu sorgen hat. Eine neue Generation von Pfarrern und ersten Pfarrerinnen – die 68er – sind damals angetreten. Sie wollten eine Kirche, die ihren Beitrag zur Demokratisierung der Gesellschaft leistete. Sie wollten nicht mehr „pfarrherrlich“ auftreten. Sie weigerten sich, zum „establishment“ zu gehören.

Das ist alter Kaffee. Und es sind 50 Jahre her, klar. Aber ich finde es nicht uninteressant, in der Diskussion über den Pfarr-Beruf und die pastorale Profession das historische Kurzzeitgedächtnis abzurufen. Was mich fasziniert: es gibt ein Motiv, das sich wie ein roter Faden durchzieht, ein Ruf, der von allen theologischen

¹ Notizen zum Referat gehalten am 4. Juli 2016 an der Tagung „Perspektiven für das Pfarramt“. Ausführlich als Artikel: Ralph Kunz, Die Kompetenz der Gemeinde, in: Thomas Schaufelberger/ Juliane Hartmann (Hrsg.), Perspektiven für das Pfarramt. Theologische Reflexionen und praktische Impulse zu Veränderungen im Berufsbild und Ausbildung, Zürich 2016, 105-119.

² Reinhard Dross, Reform in Aktion, Berlin 1968

Lagern aufgenommen wurde. Ich will es anhand dreier Schweizer Stimmen illustrieren.

Eine gehört Rudolf Bohren. Sein Büchlein „Unsere Kasualpraxis – eine missionarische Gelegenheit?“ ist eine fulminante Kritik des religiösen Betriebs. Geschrieben 1959 – sozusagen vorrevolutionär – wurde es in seinem Ansinnen durchaus als revolutionär empfunden und entsprechend rezipiert. Bohren wehrte sich dafür, dass gewisse Kasualien auch von Laien übernommen werden könnten. Wenn die Pfarrer nur beerdigten, könnten sie nicht tun, was ihre Aufgabe sei. Das Wort Gottes, das die Gemeinde ausrüstet, predigen. Oder Hans Heinrich Brunner – Sohn von Emil Brunner –, der 1968 ein provokatives Buch schrieb, eine Art experimenteller Report aus dem Jahr 1983. Es ist ein Szenario, das von der Trennung von Staat und Kirche ausgehend, ein neues Gemeindebild entwirft. Pfarrpersonen gibt es in diesem Report keine mehr. Hingegen Theologen/-innen. Hintergrund war ein markanter Pfarrer- und Nachwuchsmangel in den 1960er Jahren. Die theologischen Fakultäten hatten wenig Studierende.

Marga Bührig – eine dritte Stimme – darf nicht fehlen. Sie steht für den Aufstand der Bewegten. Wir Frauen sind Kirche macht gegenüber einer Männerkirche (und Gesellschaft!) – das Frauenstimmrecht wurde 1972 eingeführt – Mitbestimmungsrechte geltend. Die Evangelische Synode und die Disputation 84 hatten eine analoge Stossrichtung – zum Teil mit einer latenten und zum Teil auch mit einer eklatanten Pfarrerfeindlichkeit.

2 Paradox

Ob links oder rechts, liberal oder evangelikal – in dieser Frage waren sie sich einig. Die Volkskirche lebt von der Partizipation ihrer Mitglieder. Folglich gehört es zur Aufgabe der Pfarrerin und des Pfarrers, die *Beteiligungskirche* zu ermöglichen. In der Sprache der Alt-68er ging es darum, Demokratisierung und Partizipation zu fördern, die Neu-Pietisten zogen es vor, von Gemeindeaufbau zu sprechen; die gemeinsame theologische Formel dafür ist das Priestertum aller Gläubigen oder das gegenseitige Priestertum. Auch der Begriff der „Laien“ spukte durch die Diskussion – war aber den Profis suspekt ...

Es zeichnet sich so etwas wie ein Konsens ab. So richtig warm, geschweige denn feurig wurde die Debatte, wie das Ziel zu erreichen ist, aber nie. Während in letzter Zeit der pastoraltheologische Diskursmotor geradezu heiss gelaufen ist, macht sich hinsichtlich der Entwicklungsmöglichkeiten der Gemeinde eine gewisse Ernüchterung breit. Ich würde eher von einer gewissen Verklemmtheit sprechen. Sie ist das Spiegelbild einer Krise. Die Symptome sind nur allzu bekannt:

- Die Rekrutierung von ehrenamtlichen Mitarbeitenden wird zäher, die Einbindung der nächsten Generation ins Gemeindeleben gelingt immer weniger und es häufen sich die Stimmen, die das Zuordnungsmodell in Frage stellen.

Ich könnte noch weitere „Krisenherde“ nennen, aber es sind genügend Stichworte, um eine Hypothese zu begründen. *Je schwerer es fällt, die Gemeinde zu aktivieren, desto grösser wird der Druck auf die Professionellen.* Der Professionalisierungsschub ist [auch] eine Reaktion auf die Krise der Gemeinde.

Die Initianten der Tagung fragen also zu Recht: *Wie gelangen wir von einem Pfarr-Verständnis des Expertentums zu einer Haltung der Ermöglichung und des Empowerments von Menschen?* Wenn das die Frage ist – und ich bin davon überzeugt, dass wir auf der richtigen Spur sind –, müssen wir uns mit dem Paradox beschäftigen:

- Wir müssen uns der Tatsache stellen, dass wir noch nie so viele Angebote in der Aus- und Weiterbildung der Pfarrer und Pfarrerinnen hatten sei wie heute,
- dass wir länger und teurer ausbilden als je zuvor,
- dass wir in einer Spirale des Expertentums gefangen sind und am einen Ende abschaffen wollen, was wir am anderen Ende geschaffen haben.

Wir sind heute soweit, dass wir Ausbildungspfarrer und pfarrerinnen ausbilden. Und ganz sicher sind diejenigen, die Ausbildungspfarrer und -pfarrerinnen ausbilden, ihrerseits ausgebildet – und müssen neben Matura und Studium, einen MAS oder mindestens einen CAS ausweisen

Mit anderen Worten: wir sind in einem System, das man selbstverständlich weiter verbessern muss. *formatio ministerialis semper reformanda est*. Selbstverständlich! Aber wir dürfen die Gefahren der System-Logik nicht ausblenden. Eine um „Empowerment“ erweiterte Kompetenztafel kann das Expertentum steigern, sie kann neue Ausbildungs- und Professionalisierungsrunden auslösen. Wer A sieht muss auch B sehen: die Gefahr, mit falschen Alternativen zu argumentieren. Entweder Pfarrerkirche oder JEKAMI, entweder professionell-elegant oder laienhaft-plump, entweder parochialer Mief im Dreivierteltakt oder frische Jazz-Gemeinden mit Basis-Groove. Entweder altmodisches Amtsverständnis oder spiritueller Düsentrieb mit empathischen Instinkten. Ich könnte stundenlang

fortfahren. Aber entweder wir beklagen den Stillstand oder wagen die Bewegung.

Wir haben sie sträflich vernachlässigt. Wir können die Trägheit der Glieder nicht mit einem hyperaktiven Pfarramt kompensieren. Es gilt das Ineinander zu sehen.

An dieser Stelle eine Zwischenbemerkung. Kirche ist nicht nur Gemeinde. Und Gemeinden sind nicht nur klassische Kirchengemeinden. Wir sehen in beide Richtungen einen Diversifizierungsbedarf. Nicht alle Mitglieder der Kirche wollen „Gemeindechristen“ sein. Das Stichwort von Hans Heinrich Brunner aufnehmend, ist eine Ekklesiologie ohne Illusionen gefragt. Weder die „Christianisierung“ der Gesellschaft noch die „Eingemeindung“ aller Mitglieder sind realistische Ziele der Kirchenentwicklung.

Man muss aber im selben Atemzug auch sagen, dass damit die Doppel-Aufgabe nicht vom Tisch ist: mit der weltweiten Kirche das Evangelium als Hoffnung für alle zu bezeugen und dieses Evangelium als Gemeinde, konkret und angreifbar vor Ort zu leben. Menschen auf Gemeinde zu verpflichten, ist eine Illusion, auf den Gemeindeaufbau zu verzichten, wäre eine Ekklesiologie ohne Vision.

Das spricht nun aber erst Recht für eine differenzierte Sicht der pastoralen Aufgabe und eine glasklare Bestimmung dessen, was eigentlich „Amt“ oder „Ministerium“ meint.

In der evangelischen Tradition ist mit dem Amt an die Aufgabe gedacht, die Gemeinde durch die Auslegung der Schrift zum Glauben zu reizen, zu einem heiligen Leben zu locken und sie in ihrer frommen Selbstgefälligkeit zu stören.

Nicht die Pfarrerin oder der Pfarrer mit samt der Entourage der Mitarbeiterschaft ist das Gegenüber der Gemeinde. Christus ist es. ER ist das Haupt der Gemeinde. Nicht die Seelsorgerin ist die allgegenwärtige Trösterin und Beistand – es ist die Heilige Geistkraft ! Die Gemeinde als Christus existierend ist der Leib zu dem jeder und jede gehört. Das schliesst Professionalität nicht aus, aber schränkt ihren Anspruch ein. Denn der Pfarrer ist kein Arzt und die Gemeinde nicht sein Patient und die Pfarrerin ist keine Lehrerin und die Gemeinde nicht ihre Schülerin. Die Mitarbeiter sind weder Regierung mit Bürgern noch Konzernleitung mit einem Kundenstamm. Sie sind vielmehr – ob Laie oder Profi – Teil jener Gemeinde, die ein „actuoses Subjekt“ ist. Sie sind im theologischen qualifizierten Sinne Mitarbeiter Gottes (1 Kor 3,9). Als betende, feiernde und helfende Glieder des Leibes gehören sie zur Gemeinschaft der Heiligen. Das sind die, die einander helfen, Gemeinschaft mit Gott zu pflegen. Darum liegt es auf der Hand, was geschieht, wenn der Leib nur noch liegen bleibt, sich bedienen und umsorgen lässt von emsigen Helfern. Er wird faul, bettlägerig und launisch. Und es muss einen auch nicht wundern, wenn dann alle nach einem Team von Physio-, Ergo- und Kunsttherapeuten schreien, die mit der kranken Gemeinde Kniebeugen üben, Krepppapier-Schiffchen falten oder Sonnenuntergänge malen.

4 Von den Kompetenzen der Gemeinde

Ich übertreibe, um die Herausforderung, vor der wir stehen, möglichst scharfkantig zu konturieren. Wir dürfen das Ganze nicht nur als eine Frage der richtigen Animation betrachten. Oder jetzt weniger provokativ und konstruktiver gesagt: Wenn wir von der Interdependenz von Amt bzw. Diensten und Gemeinde

ausgehen, ist die Dienstgemeinschaft und nicht ein noch perfekterer Service das Ziel. Eine Verwechslung von Dienstleistung eines Service und dem Dienen der Dienstgemeinschaft wäre fatal. Darum sind Bewegungen so heilsam: die ökumenische Frauenkirche, die evangelikal-charismatischen Hauskirchen, die politischen Gottesdienste, die Thomasmessen und neuerdings die FreshX. Was für sie gilt, ist jeder normalen Gemeinde ins Buch (Kirchenordnung) geschrieben: Gemeindeglieder sind *Bewegte*, weil sie sich bewegen wollen, sie haben *Aufgaben* übernommen, weil sie eine Berufung haben und sie sind motiviert, weil sie ein Ziel haben.

Menschen zu fördern und einzubeziehen, ihre Talente zu entdecken und mit ihren Gaben zu arbeiten – das will gelernt sein, natürlich! Meine polemische Spitze gegen eine Steigerung der Ausbildungsseligkeit soll bitte nicht als unselige Absage an Bildung gehört werden. Aber die Rede von den Kompetenzen der Profession braucht unbedingt den Referenzpunkt der Kompetenzen der Gemeinde. Denn die Gemeinde ist *per definitionem* ein Kompetenzraum. Sie lebt vom gegenseitigen Sich-Bekräftigen und Bestärkt-Werden, ihre Basis ist eine Sorge-Kultur. Sie wächst, wenn man ihr etwas zutraut und zumutet. Wenn nicht, schrumpft sie.

Natürlich weckt ein solches Ansinnen und Ansetzen bei der Mit-Verantwortung der Gemeinde auch Entsetzen. Ich erinnere an Bohren und die Ängste, die seine Hausgemeinden ausgelöst haben. Weise Häupter warnen: Qualität ist Haupt-Sache. Und nicht zu viel fordern beim Fördern, sonst werden uns am Ende die Leute noch kopfscheu!

Die parallelen Risiken zwischen Supergemeinde und Superpfarrer sind offensichtlich. Es wäre in der Tat kopflos (und herzlos), mit zu hohen Ansprüchen und Erwartungen an die Gemeindeglieder heranzutreten. Aber einmal Hand aufs Herz? Ist diese Gefahr gross? Ist das unser Problem?

Es geht in der Tat um eine Haltung und eine Sichtweise – um eine solide Ekklesiologie. Wenn man Gemeindeglieder nur noch als Kunden oder Patienten oder schafseelengute Anhänger (des Hirten) sieht, hat man die Idee der christlichen Gemeinde aufgegeben. Es ist also würdig und recht zu fragen: Wie kompetent sind unsere Gemeinden? Was nützt die Behördenschulung? Wie gehen die Kirchenpflegen – oder: wie springen sie manchmal – mit „ihren“ Pfarrpersonen um? Welche Früchte sehen wir (nicht)?

Es wird auch theologisch spannend, wenn man nach der Kompetenz der Gemeinde fragt. Wenn stimmt, was Martin Luther sagt, ist die Gemeinde „kompetent“ in Sachen Lehre.³ Sie hat das Recht und die Macht, sie zu beurteilen. Kann sie es? Das ist eine faszinierende und für Manchen vielleicht auch eine beängstigende Vorstellung. Aber es ist zutiefst protestantisch und evangelisch, dass die Gemeinde dazu fähig ist, einen unter ihnen zu bestimmen, das Predigtamt wahrzunehmen. Das kann sie, weil sie dazu begabt ist. Sie muss auch die Kompetenz(en) beurteilen, die dazu dienen, sie selber als Gemeinde dorthin zu führen, wo ihr die Kompetenz zugesprochen wird. Eine Gemeinde, die das Amt nicht will, scheut die Konfrontation mit dem Wort und verliert dadurch das Recht, die Kompetenz der Beurteilung zu beanspruchen.

³ Vgl. Martin Luther, Dass eine christliche Gemeinde Recht und Macht hat, die Lehre zu beurteilen, in: Kurt Aland (Hg.), Luther deutsch, Bd. 6., Stuttgart 1966, 47-49, 48: „Hier siehst du ganz klar, wes das Recht ist, die Lehre zu beurteilen: Bischof, Papst, Gelehrte und jedermann hat Macht zu lehren, aber die Schafe sollen urteilen.“

5 Wie die Kompetenzen der Berufsleute und die Kompetenzen der Gemeinde zusammenspielen können

Theologisch gesprochen: Das gegenseitige Priestertum ist nicht das Notfallszenario, das einsetzt, wenn die Pfarrperson aussetzt, sondern die geistliche Grundlage der Gemeinde, ihr Vermächtnis und ihre Ermächtigung am Himmelreich mitzuarbeiten. Wenn von dieser Wechselwirkung unter den *Synergoi tou theou* ausgegangen werden kann, müsste sich das KSM auch für die Ausbildung und Arbeit mit den Ehrenamtlichen und dem Mitarbeiterkonvent eignen.

Denn eine kompetente Berufsperson in einem inkompetenten Haufen – das macht nun wirklich keinen Sinn! Mehr noch: es wäre auch aus theologischen Gründen eine komplett schiefe Ekklesiologie. Das Gemeindebild im Pfarrerbild unserer reformierten Kirche ist eigentlich ein anderes. Wenn man sein Profil schärfen will, muss man am Modell der Ausbildung weiterarbeiten. Zum Beispiel indem man die Beschreibungen der Kompetenzen auf die Ebene der Gemeinde übersetzt und entsprechend adaptiert.

Denn die Gemeinde entsteht, indem sie genau das macht, was wir von einer Pfarrperson und anderen Mitarbeiterinnen erwarten. Sie entsteht, wenn sie Evangelium kommuniziert. Deshalb braucht sie eine team- und konfliktfähige Leitung und d.h. auch Menschen, die fähig und willens sind, *Verantwortung* zu übernehmen und nicht wegzunehmen. Die Prozesse, die dazu nötig sind, verlangen von Initianten wie Partizipierenden eine hohe Team-Kompetenz. Die Standards, die im

Kompetenzstrukturmodell für die Rolle der Pfarrperson beschrieben werden, sind also nicht 1:1 aber grosso modo übertrag- und übersetzbar auf die Gemeinden. Gemeinden entstehen, weil Menschen zusammenfinden, die bereit sind, Lösungen zu entwickeln, Beziehungen zu gestalten, Ergebnisse zu erbringen und Einfluss zu nehmen – und sich Evangelium zusprechen zu lassen.

Ich komme zum Schluss und nehme noch einmal Bezug auf die notwendige und wichtige Aufgabe, mit der Ausdifferenzierung der Gemeindeformen und kirchlichen Orte auch unterschiedliche Profile in der Ausbildung zu erwägen. Ich finde das wichtig. Denn vieles, was das Pfarramt in der Normalgemeinde ausmacht, ist in Pioniergemeinden nicht gefragt und umgekehrt. Es würde die lebenswichtigen Aufbauprozesse nicht nur stören – es würde sie im Ansatz zerstören, wenn alle immer alles machen müssen. Dennoch würde ich die Unterschiede zwischen „River“ und „Lake“ nicht überbetonen. Man muss in beiden Gewässern schwimmen können. Die kontextuelle Kirche braucht die Stabilität des Ministerium Verbi Divini genauso dringend wie die Parochie die „mobile Stiftshütte“. Hier einen Gegensatz zu machen und zukünftig anstelle von Theologen religiös und sozial kompetente Streetworker mit missionarischen Avancen auszubilden, wäre mehr als töricht. Die Differenzierung der Profile darf nicht in ein Auseinanderdividieren (oder Substrahieren) der Theologie ausarten.

Im Gegenteil. Wir sollten theologisch über gemeinsame Ausbildung nachdenken und damit beginnen, Lerngemeinschaften zu bilden, die Ehrenamtliche stärker einzubinden und in der Ausbildung schon die Grundlagen der gegenseitigen Ermächtigungspraxis einzuüben. Letztlich ist die Förderung des gegenseitigen Priestertums die vornehmste Aufgabe der Pfarrerin und des Pfarrers. Dass die Gemeinde ein

Amt hat, lernt sie aus der Schriftauslegung, dem gerechten Tun und dem gemeinsamen Beten. „Fresh expression of formation“ ist vielleicht ziemlich „old fashioned“ – aber gut reformiert!

Ralph Kunz ist Professor für praktische Theologie in Zürich und Mitglied des Zentrums für Gemeindeentwicklung